

■ ALF LÜDTKE

Lebenswelt: verriegelte Welt?

Überlegungen zu einem Konzept und seinen Verwendungen*

Verwendungen: Vielfalt oder Beliebigkeit?

In einer Skizze zum Stand der Debatten in Sozial- und Kulturgeschichte hatte Rudolf Vierhaus 1995 den Begriff der »Lebenswelt« hervorgehoben. »Lebenswelt« sei »geeignet, [...] den Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte ›in der Erweiterung‹ zutreffend zu benennen«. Denn damit würde im Unterschied zu den »konkreten sozialen Strukturen« das »Verhalten der Menschen«, zumal ihr »Innestehen« in den bereits genannten Strukturen hervorgehoben. Aber das sei nicht alles, denn zugleich gehe es um das »individuelle und soziale Handeln«.¹ Vierhaus verweist dann auf die Genealogie des Begriffes. Grundlegend sei die neuere Phänomenologie, in der Nachfolge von Edmund Husserl; besonders einschlägig seien Alfred Schütz und Thomas Luckmann. Sie hätten das Terrain sondiert. Danach habe jede reflektierende Vergewisserung der Situation der Menschen einzusetzen mit den »Grundstrukturen der [...] für den Menschen selbstverständlichen Wirklichkeit« – oder bei Schütz: der »alltäglichen Lebenswelt«.²

Allerdings – und Vierhaus betont dies – reichen solche Verweise auf Erstverwendungen, darüber hinaus auf ideen- und begriffsgeschichtliche Zusammenhänge nicht aus. In der Tat – sie helfen nicht, Unschärfe zu überwinden und den Umriss des Begriffs Lebenswelt zu präzisieren.³ Insofern gilt der Blick erneut den Perspektiven und Valeurs, die sich mit der Lebenswelt verbinden. Vierhaus sieht hier die Chance, jenem »Ungenügen an einer Geschichtsschreibung« entgegenzuarbeiten, bei der »die handelnden Individuen und sozialen Gruppen im Netzwerk von Strukturen und Prozessen nicht mehr zu identifizieren sind.«⁴

Es sei das Ereignishafte, das in der Lebenswelt erkennbar bleibe. Vor allem aber erlaube der Begriff Lebenswelt das Ereignis »als Knotenpunkt von Umständen, Handlungsmotiven, Zufällen und Folgewirkungen zu rekonstruieren«.⁵ Denn Ereignisse erschlossen sich in ihrer konkreten Wirklichkeit, aber auch in ihren Bedeutungen oder (so Vierhaus) in ihrer »Faktizität« nicht von selbst. Es sei lebensweltliche Analyse, die das hinzufüge, was dafür unerlässlich sei, die »Wahrnehmung und Erfahrung durch diejenigen, die in das Ereignis und seine Folgen involviert waren«.⁶

Entscheidend für Lebenswelt ist also in dieser Sicht die Wirklichkeit als eine »wahrgenommene Wirklichkeit [...], in der soziale Gruppen und Individuen sich verhalten und durch ihr

* Für vielfältige Unterstützung danke ich herzlich Jan Wernicke (stud. phil. Universität Göttingen).

1 Rudolf Vierhaus, *Wege zu einer neuen Kulturgeschichte*, Göttingen 1995, S. 9.

2 Vgl. dazu auch direkt die von Vierhaus herangezogenen Autoren Alfred Schütz/Thomas Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, Konstanz 2003 [Frankfurt a. M. 1979], S. 29.

3 Vierhaus, *Kulturgeschichte*, S. 9.

4 Ebd., S. 11.

5 Ebd.

6 Ebd., S. 12.

Denken und Handeln wiederum Wirklichkeit produzieren«. ⁷ Lebenswelt erweise sich also als »gesellschaftlich konstituierte, [...] kulturell ausgeformte [...] und symbolisch gedeutete Wirklichkeit«. Dabei gehe es nicht um eine statische Größe. Denn »der Mensch, der in eine bestimmte Lebenswelt hineingeboren und von ihr geprägt wurde [...], [kann] sie verlassen oder aus ihr vertrieben werden, [er kann] aber auch in verschiedenen Lebenswelten gleichzeitig leben: in der Welt der Familie und des Ortes, in der Bildungs- und Arbeitswelt« ⁸ – so mit deutlichem Bezug auf moderne, arbeitsteilig organisierte Gesellschaften.

Zum historischen Arbeiten gehört in aller Regel ein gewisses Maß an skeptischer Nüchternheit und Distanznahme. Vierhaus macht hier keine Ausnahme. Denn er resümiert die Perspektiven und Ansprüche eines Vorgehens, das sich auf Lebenswelt zu konzentrieren sucht: »Damit tut der Historiker nichts grundsätzlich anderes als das, was er immer schon getan hat, oder tun sollte«. Immerhin sei das keine Kleinigkeit, denn auf diesem Wege werde die »Sensibilität« für menschliches Verhalten geschärft und zugleich das Bewusstsein für den interkulturellen Vergleich gestärkt. ⁹

Mir bleiben freilich Zweifel. In mehreren Schritten möchte ich sie skizzieren.

Grenzen des Totalitätsanspruches: Wie »selbstverständlich« ist die Lebenswelt?

Zunächst bleibt bei Vierhaus selbst, aber auch bei anderen ein Moment unberücksichtigt, das Vierhaus zwar zitiert, aber nicht weiter aufnimmt. Er erwähnt mit Bezug auf Alfred Schütz und Thomas Luckmann, die Erkundung von Lebenswelt ziele auf die »Beschreibung der Grundstrukturen der für den Menschen selbstverständlichen Wirklichkeit«. Diese »selbstverständliche Wirklichkeit« aber sei die »alltägliche Lebenswelt«. ¹⁰

Zu Beginn der Darlegungen, die Alfred Schütz über die *Strukturen der Lebenswelt* seit den 1950er Jahren mehrfach vorgelegt hatte (nach ersten Arbeiten zum Thema in den frühen 1930er Jahren), ist genau dies der prägende Grundzug: Die alltägliche Lebenswelt sei der »Wirklichkeitsbereich, an dem der Mensch in unausweichlicher, regelmäßiger Wiederkehr teilnimmt«. Zwar könne er hier eingreifend und auch verändernd wirken, mit Einsatz von Körper und Leib – stets aber bleibe er eingegrenzt und beschränkt. Genau dies sei der »Bereich, den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet«. ¹¹

Mit dem »schlicht gegeben« sei alles bezeichnet, »was wir als fraglos erleben, jeden Sachverhalt, der uns bis auf Weiteres unproblematisch ist«. ¹² Die Welt erscheine dem Einzelnen »in zusammenhängenden Gliederungen wohl umschriebener Objekte mit bestimmten Eigenschaften«. Es gehöre auch zu dieser Welt, dass hier »andere Menschen existieren«; sie seien nicht nur »leiblich« vorhanden, insofern also nicht nur vergleichbar anderen Gegenständen. Vielmehr seien diese Anderen »im Wesentlichen der eigenen Person, dem eigenen Bewusstsein gleich«. Entscheidend ist hier, dass diese Perspektive die Erfahrung eines je schon vorhandenen Sinnes, einer schon gegebenen Sinnhaftigkeit unterstellt. Sie ist nicht erst her-

7 Ebd., S. 13.

8 Ebd., S. 14.

9 Ebd., S. 25.

10 Ebd., S. 9.

11 Ebd.

12 Ebd.

zustellen, in womöglich mühsamen, stets riskanten und eventuell auch nur bruchstückhaft möglichen Operationen.

Schütz betont (mit Bezug auf Husserl), dass die »Weltstruktur als konstant hingenommen und erfahren« werde. Von da aus sei die »Gültigkeit meiner Vorerfahrung wie meines Vermögens [gegeben], auf die Welt zu wirken«. Insofern ist es konsequent, wenn Schütz sich im Weiteren fragt, was geschehe, wenn dieses scheinbar »fraglos Gegebene« dennoch zweifelhaft und fragwürdig wird.¹³ Setzen nicht aber Historikerinnen und Historiker genau an diesem Punkt an, wenn sie Materialien suchen, erschließen und auswerten? Und zeigen sie nicht vielfältige Gemengelagen von Transformationen und Brüchen in ebenso wie zwischen historischen Prozessen? Bei historiografischen Rekonstruktionen geht es doch gerade nicht um eine konsistent-homogene – um eine eigentlich ahistorische »Weltstruktur«. Vielmehr zeigen genauer Blick und sorgsame Beschreibung vielfache Kaskaden unerwarteter Ereignisse und rascher Umbrüche ebenso wie »schleichende« Veränderungen »längerer Dauer« (in Anlehnung an F. Braudels Zeitlichkeitskonzept). Mit Wandel und (Um-)Brüchen sehen sich historische Akteure ebenso wie Historiografen immer erneut konfrontiert – umzugehen ist mit Kontingenzen.

II7

Hier ist es unabdingbar, den konkreten und nicht zuletzt alltagsgeschichtlichen Kontext der Arbeiten von Schütz einzubeziehen. Dabei zeigt sich zweierlei: Zum einen sind in den späten 1920er und frühen 1930er Jahren bei Vielen Signale von Unsicherheit über die Lage, wenn nicht Angst vor der Zukunft zu beobachten, jedenfalls bei den Gebildeten. Martin Heidegger, der Philosoph, wäre eine Gewährsperson – mit seiner Analyse des *Geworfenseins in die Existenz* und seinen Untersuchungen zur Bedeutung von »Angst« als Grundbefindlichkeit (Angst vor der Freiheit wie Angst vor der Zeitlichkeit und deren Endlichkeit).¹⁴ Zu nennen wäre (in vielerlei Hinsicht natürlich ganz anders angelegt und verortet!) auch Sigmund Freud, etwa seine Schrift über das *Unbehagen in der Kultur* (1930). Hier unterstrich der Autor, dass er gerade nicht als »Prophet« auftrete und »keinen Trost« zu spenden suche.¹⁵

Parallel (und zweitens) ist zu beachten, dass Schütz durch seine Exilierungs- und Emigrationserfahrung einen geschärften Sinn für das »fraglos Gegebene«, aber auch für dessen Fragilität haben konnte. Dabei geht es gewiss nicht darum, einen einheitlichen »Typus« von Migrationserfahrung zu unterstellen.¹⁶ Vielmehr soll dieser Versuch, die Rede von der Lebenswelt zu kontextualisieren, ihre spezifische historische Signatur unterstreichen. Dabei zeigt sich,

13 Alfred Schütz, *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*, Frankfurt a.M. 1974, S. 29ff.

14 Vgl. dazu Martin Heidegger, *Sein und Zeit*, 10. Aufl., Tübingen 1963, S. 184–191, S. 342–346.

15 Sigmund Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*, Wien 1930, S. 136. Hier gibt es natürlich starke Resonanzen mit Max Webers Insistieren darauf, dass die Rolle des Wissenschaftlers nicht die des »Führers«, nicht die des Erlösers sein könne und dürfe, vgl. Max Weber, *Wissenschaft als Beruf* (1917/1919), in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. I/17, Tübingen 1994, S. 1–23, hier S. 18; vgl. auch Karl Jaspers, *Die geistige Situation der Zeit*, Berlin 1931.

16 Vgl. als in vielerlei Hinsicht völlig anderen »Fall« Hannah Arendt oder auch einige Mitglieder des Frankfurter »Instituts für Sozialforschung«, wie beispielsweise Herbert Marcuse oder Leo Löwenthal. Siehe dazu Claus-Dieter Krohn, *Wissenschaft im Exil. Deutsche Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler in den USA und die New School for Social Research*, Frankfurt a.M. 1987; Mathias Greffrath (Hg.), *Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern*, Reinbek 1979.

dass Schütz das jeweilige »Herstellen« des Gegebenen nicht thematisiert. Das »Wirklich-Machen« des offenbar »fraglos Gegebenen« gilt ihm nicht als Problem.¹⁷

Beispiele aus historischen Darstellungen: Von der »Lebenswelt« zum »Milieu«?

Wie wird Lebenswelt verwendet, in welchen Zusammenhängen findet sich das Wort? Hier sind konkrete Beispiele notwendig – im Folgenden: eine Längsschnittstudie zum Bürgertum, eine Regionalstudie zu frühneuzeitlichen Deichgesellschaften und Untersuchung zum zentralen Herrschaftsapparat in der ehemaligen DDR. Diese Beispiele werden wiederum nur beispielhaft behandelt.

II8

Am Anfang steht ein Projekt, das unter der Leitung von Lothar Gall ab 1987 an der Universität Frankfurt am Main betrieben wurde. Es ging hier um »Stadt und Bürgertum im 19. Jahrhundert«; und mehrere der Publikationen nennen in ihren Titeln die »Lebenswelt« als eines der zentralen Themen. Zunächst hat der Projektleiter in einem Überblick eine Reihe von Studien zu einzelnen Städten, aber auch Städtevergleichen für den Untersuchungszeitraum versammelt und damit 1991 ein umfängliches Beiheft der *Historischen Zeitschrift* gefüllt.¹⁸

Darin unterstreicht der Initiator, Gall, dass es hier um Mentalitäten und zumal um politische wie gesellschaftliche Erwartungshaltungen gehe, bezogen auf die »Spezifika der jeweiligen lokalen und der regionalen politischen Kultur«, nicht zuletzt »einzelne[r] herausragende[r] Persönlichkeiten«. Dabei sei die Vielzahl der einzelnen Momente auf »Übergreifendes [...], Generalisierbares, auf das Typische« zu beziehen. Für diese Typisierung verweist Gall beispielhaft auf den Begriff des Bürgers. Er sei im 19. Jahrhundert ein zentraler Orientierungspunkt geworden. Vor allem habe es dieser Bürgerbegriff vermocht, die wirtschaftlichen und sozialen Unterschiede, die innerhalb des städtischen Bürgertums durchaus verstärkt worden seien, zu »überwölben und weniger fühlbar zu machen«. Entstanden sei ein »gemeinsames Bürgerbewusstsein«, nicht zuletzt gespeist von der Vorstellung einer künftigen »klassenlosen Bürgergesellschaft«.¹⁹

In einem weiteren von Gall herausgegebenen Beiheft der *Historischen Zeitschrift* unterstrichen die Autorinnen und Autoren Dieter Hein, Susanne Kill, Michael Sobania und Ralf Zerback: Es lasse sich ein »innerer Zusammenhalt des Bürgertums« ungeachtet der Unterscheidungen zwischen einzelnen Bürgerbegriffen zeigen, und zwar »konkret in der Lebenswelt«.²⁰

17 Schütz/Luckmann, Strukturen der Lebenswelt, Kapitel I B. Das fraglos Gegebene und das Problematische, S. 35ff. Ähnlich hat auch Jürgen Habermas argumentiert, vgl. ders., Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 2, 4. Aufl., Frankfurt a.M. 1987 (zuerst 1981), Kapitel VI »System und Lebenswelt«, S. 171–293.

18 Vgl. Lothar Gall, Vom alten zum neuen Bürgertum. Die mitteleuropäische Stadt im Umbruch, 1780–1820, in: ders. (Hg.), Vom alten zum neuen Bürgertum. Die mitteleuropäische Stadt im Umbruch, 1780–1820 (Historische Zeitschrift, Beiheft 14), München 1991, S. 1–18.

19 Ebd., S. 17.

20 Dieter Hein/Susanne Kill/Michael Sobania/Ralf Zerback, Einleitung. Konstituierung des Bürgertums, in: Lothar Gall (Hg.), Stadt und Bürgertum im Übergang von der traditionellen zur modernen Gesellschaft (Historische Zeitschrift, Beiheft 16), München 1993, S. 127–130, hier 128; vgl. aber auch den Kommentar von Dieter Langewiesche, Kommentar, in: ebd., S. 229–236, der sich insbesondere skeptisch zeigt zur Gallschen These der relativen Homogenität des Bürgertums, und dabei Fragen nach Situation und Rolle von Frauen stellt, aber auch die bei Gall sehr stark hervorgehobene integrative Rolle der Vereine für zum Teil überzogen hält.

Erneut drei Jahre später hat Gall in einem zusammenfassenden Sammelband die Bedeutung dieses überwölbenden Bürgerbegriffs freilich wieder eingeschränkt: Der homogenisierende Bürgerbegriff sei in hohem Maße Projektion geblieben, habe »keine reale gesellschaftliche Kraft gewinnen« können und »blieb [...] eine bloße Ideologie«. ²¹ Ganz offenbar wurde die »bloße Ideologie« alltagspraktisch nicht so präsent, wie es der eher partikulare, ältere Bürgerbegriff war. Zu fragen wäre freilich auch, ob nicht auch Ideologie ihrerseits alltäglich produziert, aber auch abgewiesen oder ignoriert wurde – ob sie nicht lebensweltlich (in dem von Gall selbst benannten Sinne) sehr wohl »präsent« war oder wurde.

Andreas Schulz, einer der maßgeblichen Mitarbeiter des Projektes, verwendet in einem Projektresümee »Lebenswelt« mit Nachdruck. ²² Er verweist darauf, dass »Lebenswelt [...] zum einen die soziale Umwelt von Haus, Nachbarschaft, Kirchengemeinde, Verein und kommunaler Öffentlichkeit« bezeichne. Parallel und zweitens werde damit aber auch »kulturelle Deutung und sinnstiftende Gestaltung dieser Welt durch das Individuum einbezogen«. Diese beiden Ebenen oder: »objektive Umwelt und subjektive Wahrnehmung«, seien in diesem Projekt in »Institutionen, Diskursen und Lebensformen« untersucht worden. Im Vordergrund hätten »neue bürgerliche Lebenswelten« gestanden, letztere als Übergangsformen von korporativen Strukturen und Klientelsystemen zu »neuen Assoziationsformen und sozialen Netzwerken«.

Ein zweites Beispiel führt in die Marschregion an der Schleswig-Holsteinischen Westküste im 17. und 18. Jahrhundert. Der Autorin, Marie-Luisa Allemeyer, ging es darum, »gesellschaftliche, politische und religiöse Facetten der Küstengesellschaft zu beleuchten«. In diesem Zusammenhang verwendet sie die Formulierung von der »küstennahen Lebenswelt«. ²³ Dabei gehe es um die »gegenseitige Beeinflussung von Mensch und Meer« – oder um die »spezifischen Gesellschaft- und Herrschaftsformen sowie die nicht minder spezifischen mentalen Prägungen, Deutungs- und Wahrnehmungsweisen der Küstenbevölkerung«. ²⁴

Die Autorin nimmt ausdrücklich die Frage auf, die Rudolf Vierhaus als eine zentrale Problemstelle, wenn nicht als Grenze des Konzeptes benannt hatte: Unterstelle nicht »Lebenswelt« ein hohes Maß an Homogenität der Lebenssituationen und Verhaltensweisen? Allemeyer unterstreicht hingegen, wie vielfältig und weitreichend Streit in dieser Küstengesellschaft war, vor allem »Streit um den Deich«. Wer war verantwortlich, wer hatte mitzuarbeiten, wer blieb hingegen ausgeschlossen, von den beabsichtigten Schutzwirkungen wie von den Mitleistungen und der kooperativen Produktion? Welche Vor- bzw. Nachteile hatten Besitzende, Besitzarme oder Besitzlose zu tragen wie zu erleiden? Wie versuchten diese Personen oder Personengruppen, Vorteile zu gewinnen und Nachteile zu vermeiden?

Auch bei den Deutungen zeigt sie Differenz und partiellen Widerspruch, etwa zwischen der vorherrschenden religiösen Deutung (»alles liegt in Gottes Hand«) ²⁵ und einer religiös-skeptischen Variante (»Gott verhindert womöglich einen umfassenden Schutz durch den

21 Lothar Gall, »... ich wünschte ein Bürger zu sein.« Zum Selbstverständnis des deutschen Bürgertums im 19. Jahrhundert, in: Dieter Hein/Andreas Schulz/Eckardt Treichel (Hg.), Bürgertum, liberale Bewegung und Nation, München 1996, S. 3–21, hier S. 6, S. 17.

22 Andreas Schulz, Kultur und Lebenswelt des Bürgertums im 18. und 19. Jahrhundert – Bilanz und Perspektiven, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 139/140 (2003/04), S. 73–88, S. 79.

23 Marie Luisa Allemeyer, »Kein Land ohne Deich ...!« Lebenswelten einer Küstengesellschaft in der Frühen Neuzeit, Göttingen 2006, S. 12.

24 Ebd., S. 13.

25 Ebd., S. 345ff.

Deich«)²⁶. Dabei rekonstruiert Allemeyer auch eine entschieden säkulare Sinngebung: Der Deich schütze vor Naturgewalten.²⁷ In dieser Sicht, die Geschichte als »man-made« unterstellt, hänge alles davon ab, inwieweit die Menschen sich bemühten – dann könne der »Deich gegen alles schützen«.²⁸ Die Verfasserin sucht die Gesamtheit konkreter Umstände und Lebensbedingungen mit den (heterogenen!) Wahrnehmungs-, Deutungs- und Verhaltens- bzw. Handlungsweisen zu verknüpfen. So vielfältig die Resonanzen wie die Widersprüche in der »Küstengesellschaft« offenbar waren – Allemeyer fasst dieses Ensemble gleichwohl als »Lebenswelt«.²⁹

Ein drittes Beispiel gilt zeitgeschichtlichen Fragen und Zusammenhängen. Konkret geht es um die Menschen, die ein zentrales Herrschaftsorgan der DDR in den vielfältigen Situationen des Alltags verkörperten – die das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) betrieben und damit auch prägten. Es ist Jens Gieseke intensive und ungemein materialreiche Studie zu den hauptamtlichen Mitarbeitern der Staatssicherheit.³⁰ Ausdrücklich ins Zentrum rückt der Verfasser die »Lebenswelt«³¹ am Ende des argumentativen Teils der Einleitung.³² Sie ist hier also Ziel- wie vielleicht auch Gipfelpunkt der verschiedenen forschungsgeschichtlichen Rahmungen, die der Verfasser in den ersten Teilen der Einleitung skizziert.

Auffallend ist, dass Gieseke das Wort »Lebenswelt« sehr sparsam verwendet. Er betont in der soeben erwähnten Passage aus der Einleitung die »subjektive Lebens- und Wertewelt«, zugleich die »Alltagspraxis«, in der »Lebenswelt« erlebt, aber auch immer wieder hergestellt werde. Allerdings bleibt es bei diesen eher abstrakten Bemerkungen. Dabei setzt er interessanterweise hier mit einem Verweis auf eine westliche bzw. westdeutsche polizeiliche Alltagskultur ein.³³ Rafael Behr hat diese »cop culture« als zentrales Problemfeld der westdeutschen Polizeien markiert.³⁴ Gieseke betont zugleich zentrale Differenzen zwischen DDR und BRD, etwa die gesetzlichen Bindungen und Beschränkungen der westdeutschen Institutionen. Sie kontrastiert er mit der »Opportunität und Allmacht«, die die MfS-Angehörigen zumindest voraussetzen konnten, faktisch aber auch als selbstverständlich zur Absicherung ihres Verhal-

26 Ebd., S. 352f.

27 Ebd., S. 357ff.

28 Ebd., S. 372ff.

29 Siehe dazu auch die Arbeit von Frank Fätkenheuer, *Lebenswelt und Religion. Mikro-historische Untersuchungen an Beispielen aus Franken um 1600*, Göttingen 2004. Für seine frühneuzeitlichen Fälle bzw. Selbstzeugnisse bemühe er sich, die »Gesamtheit der jeweiligen Lebenswelten aufsuchen«. Vgl. ebd., S. 39.

30 Jens Gieseke, *Die hauptamtlichen Mitarbeiter der Staatssicherheit. Personalstruktur und Lebenswelt 1950–1989/90*, Berlin 2000.

31 Vgl. dazu jetzt auch das Projekt »Die lange Geschichte der ›Wende‹. Lebenswelt und Systemwechsel in Ostdeutschland vor, während und nach 1989« am Zentrum für Zeithistorische Forschung (ZZF) in Potsdam, das Kerstin Brückweh leitet. Die Projektbeschreibung (https://zzf-potsdam.de/sites/default/files/forschung/Abteilung1/2016_06_06_brueckweh_projektbeschreibung_lange_geschichte_der_wende_lf_1.pdf, zuletzt eingesehen am 19.7.2017) nennt »Lebenswelt« mehrfach und verweist dabei auf »teils subkutane, teils offenkundige gesellschaftliche Dynamiken«. Betont werden »klein dimensionierte, lebensweltliche Kommunikationsräume« (Anja Schröter) als mögliche Basis für Neuorientierung. Der Akzent auf teils untergründigen, in jedem Fall vielfältigen »Lebenswelt«-Praktiken führt deutlich über flächige Lesarten von »Lebenswelt« hinaus.

32 Giesecke, *Die hauptamtlichen Mitarbeiter der Staatssicherheit*, S. 33–38.

33 Ebd., S. 33.

34 Rafael Behr, *Cop culture. Der Alltag des Gewaltmonopols: Männlichkeit, Handlungsmuster und Kultur in der Polizei*, 2. Aufl., Wiesbaden 2008.

tens in Anspruch nahmen. Bemerkenswert bleibt dabei, dass Giesecke die materiale Nähe von »cop culture« und MfS-Lebenswelt ausblendet.

Giesecke hat jedoch wenige Seiten zuvor wichtige Aspekte einer vielschichtigen Herrschaftsanalyse dargelegt. Herrschaftsansprüche und -durchsetzungen prägen ein Feld, in dem Mitglieder der Herrschaftsapparate, aber auch die Menschen jenseits der »Kommandohöhen« mitmachen und zustimmen, sich ab und an, wenn nicht häufig (Wochenende!) entziehen, sich auf »ihre« Datsche, auf »ihr« Hobby, auf ihre Klein-, aber nicht selten auch Groß-Familie konzentrieren. Dabei konnte kräftig-widerborstiger »Eigen-Sinn« sehr wohl mit den Gesten und Aktionen des Mitmachens, des Gehorchens und Unterstützens staatlicher wie parteilicher Anforderungen parallel gehen.³⁵

Giesecke geht es zwar in erster Linie um die Mitarbeiter des MfS. Er macht jedoch wiederholt klar, dass die MfS-Angehörigen sich als Teil der »sozialistischen Dienstklasse« sahen oder doch sehen sollten. Die verschiedenen Institutionen bzw. Bürokratien, vor allem die bewaffneten Organe Armee, Polizei und Zoll, waren für das MfS offenbar auf allen Ebenen in erster Linie Rivalen. Giesecke erläutert die Formen und Intensitäten dieser Rivalitäten in großen Teilen seines Buches. Sie sind für ihn tragende Pfeiler der »Lebenswelt« der MfS-Angehörigen. Vor allem betont er die Dauerkonflikte um Besoldungsabstufungen und -verbesserungen, um zusätzliche Prämien für MfS-Zugehörigkeit und steigendes Dienstalter, parallel immer wieder Steigerungen der bereits weit überdurchschnittlichen Renten, Tauziehen um Dienstgebäude und deren Ausstattung, aber auch preiswerte und moderne Wohnungen, vielfach in speziellen Neubauvierteln.³⁶ Zu den kaum je erwähnten Privilegien gehörte nicht zuletzt ein ganz außergewöhnlicher Stellenkegel: Für die 1980er Jahre zeigt Giesecke, dass nicht die üblichen 10–20 Prozent, sondern 60–65 Prozent der insgesamt vorhandenen Stellen für Offiziere vom Unterleutnant bis Oberst reserviert waren – eine exorbitante Vorzugsbehandlung!³⁷

Angesichts einer solch einzigartigen Sonderstellung überrascht es umso mehr, dass Giesecke die »Lebenswelt« als interpretierendes oder zusammenfassendes Wort nicht zumindest hier einsetzt. Das zeigt sich auch in einem Quantifizierungsversuch des Textes (allerdings auf den von Google Books nur selektiv freigegebenen Seiten des Buches).³⁸ Auf den ca. 560 Textseiten wird »Lebenswelt« oder das adjektivische »lebensweltlich« ca. anderthalb Dutzend Mal gebraucht. Allerdings findet sich in dem Band eine bemerkenswerte Erweiterung, vielleicht besser: Auflockerung dieses Fokus'. Denn Giesecke verwendet, zunächst sehr sporadisch, im letzten Drittel des Buches zunehmend, aber nicht ausschließlich, »Milieu« anstelle von »Lebenswelt«. Insgesamt ändert diese Verschiebung aber nichts an dem zurückhaltenden Wortgebrauch. Das »Milieu« kommt wie die »Lebenswelt« in dem Band ebenfalls ca. anderthalb Dutzend Mal vor. Für die 1960er und 1970er Jahre werden zunächst beide Begriffe austauschbar und zum Teil neben- oder hintereinander eingesetzt.³⁹ Für die 1980er Jahre bevorzugt Giesecke fast ausschließlich das »tschekistische« oder das »MfS-Milieu« (nach dieser notgedrungen lückenhaften Auszählung).⁴⁰ Die abschließende Erwähnung und Diskussion

I2I

35 Giesecke, Die hauptamtlichen Mitarbeiter der Staatssicherheit, S. 23f., S. 29.

36 Ebd., S. 291f., siehe auch S. 353–368.

37 Ebd., S. 431f.

38 Für diese Erkundung danke ich sehr Jan Wernicke (Universität Göttingen); er hat sie am 30./31. Mai 2017 über Google Books durchgeführt.

39 Giesecke, Die hauptamtlichen Mitarbeiter der Staatssicherheit, S. 291f.

40 Siehe ebd., ab S. 382.

im Kapitel IX »Resümee« konzentriert sich auf das »tschekistische Milieu«, aber auch hier gibt es noch einen Moment von Parallelität, wenn an einer Stelle von »lebensweltlicher Homogenität« und der ihr offenbar vorausgehenden »Durchdringung aller Lebenssphären« die Rede ist.⁴¹

Ansätze zur Verschiebung auf »Milieu« werden in einem Abschnitt zu den frühen 1970er Jahren deutlich, wobei die Überschrift noch auf die »Homogenisierung der tschekistischen Lebenswelt« verweist.⁴²

Der starke quantitative Zuwachs der »Organe« seit den 1960er und vermehrt den frühen 1970er Jahren führte bei den Vorgesetzten zu immer wieder erneuten Anstrengungen zur »Homogenisierung«, also des Einpassens der Neuen in die bestehenden Verhältnisse und Praktiken. Hierfür galt intern die Vorstellung einer »Generationensymbiose«,⁴³ die alle Differenzen der Alters- wie der Rangstufen überdecken sollte. Im Einzelnen ging es bei diesen auf Homogenisierung gerichteten Maßnahmen um die rigorose Disziplinierung der MfS-Angehörigen. Zugleich intensivierten die Vorgesetzten die Versuche, auch die Familien und die gesamte Privatsphäre permanent zu kontrollieren. Dabei beobachteten Vorgesetzte ein steigendes materielles Interesse auf fast allen Ebenen, auch bei den höheren Rängen (dazu auch die obigen Hinweise zu Besoldung und Rente). Gleichzeitig zeigen nachträgliche Erinnerungen – die Giesecke ausgewertet hat –, wie sehr gerade die unteren MfS-Angehörigen Allmachtsvisionen für den Umgang mit den eigenen »Bürgern« auch konkret zum Element ihrer Alltagspraxis machten.

Hier, d. h. in Giesekes Studie, zeigen die umfänglichen und konkreten Schilderungen und Analysen, dass eine allumfassende und in vielem statische »Lebenswelt« die Praktiken und Situationen der Akteure zu schnell reduziert, in vielem übergeht oder gleich ganz übersieht. Die jeweiligen offenen Flanken, unklaren Situationen, die Gleichzeitigkeiten von Interessen mit Ängsten wie Hoffnungen, Verzweiflungen wie Sehnsüchten werden bestenfalls summarisch benannt, aber nicht konkret erschlossen. Hier aber ist ein Terminus wie der des »Milieus« tauglicher. Das »Milieu« ist eben ein anderes, es bewegt sich oder wird bewegt, es schließt nicht ein, sondern erlaubt, mehr noch: ermuntert Ausflüchte, aber auch Ausflüge. Die inneren wie äußeren Landschaften, die es zu früheren Zeiten gab und vielleicht immer noch gibt, die Perspektiven, die das Heute mit einem möglichen, einem erhofften, aber vielleicht auch gefürchteten Morgen verbinden –, sie sind Teil dessen, was mit »Milieu« ange tippt, aber nicht vollständig erfasst wird.

Mehr noch: Das Milieu ist eigentlich immer ein Ensemble vieler Milieus, vieler Wahrnehmungen und Deutungen je eigener Verhaltensweisen und Praktiken. Und die vielen Segmente und Nuancen, die offenbar auch das »tschekistische Milieu« zeigte, waren gegen ein Scheitern der eigenen Vorsätze, der institutionellen Anforderungen nicht immun. Die »Lebenswelt« hingegen setzt ein Innen wie ein Außen voraus. Eben dies gehört aber nicht zum Horizont von Milieus. Gezieltes wie ungezieltes Verhalten, das keine eindeutigen Vorgaben kennt, dennoch aus individuellen Äußerungen oder Wünschen auch die Verbindung und Verpflichtung anderen gegenüber zulässt – diese unscharfe und mehr gefühlte als präzise bestimmte Antriebsenergie verknüpft sich mit dem Milieu, eigentlich besser: mit den Milieus.⁴⁴

41 Ebd., S. 546f.

42 Ebd., S. 353–368.

43 Ebd., S. 288.

44 Vgl. auch Gilles Deleuze/Félix Guattari, *A Thousand Plateaus. Capitalism and Schizophrenia*, Minneapolis 1987, S. 313.

Was tun?

Vereinzelte – und offenbar nur punktuelle – Schwenks von der »Lebenswelt« zum »Milieu« lassen sich als Spur einer Öffnung lesen. Um diese Öffnung voranzubringen, folgen hier knappe Vorschläge.

Erstens: Angesichts der Anmutung von Geschlossenheit oder doch Homogenität, die mit dem Konzept der »Lebenswelt« ausdrücklich oder implizit immer wieder verbunden werden, sollte methodisch nach Brüchen, Erschütterungen, zumindest nach Wandel und Umwälzung gefragt werden. Wenn »unegale Entwicklungen« (in Anlehnung an Karl Marx)⁴⁵ entscheidend für historische Konfigurationen wie Prozesse sind – zu suspendieren wäre dann die fundamentale Annahme einer prinzipiellen Vermittlung zwischen den Momenten eines Handlungsfeldes und den Akteuren. Vielmehr wären zu erkunden die Brüche, Distanzen und Differenzen zwischen diesen Akteuren wie zwischen ihren Praktiken, zugleich deren Berührung, Reibung oder Kollision.⁴⁶

Zweitens: Aufzuheben wäre die für die Lebenswelt grundlegende Annahme des »Selbstverständlichen«. Hinweise, wie sie etwa Michel de Certeau gegeben hat, führen weiter: Er zeigt in *Gehen in der Stadt*, dass selbst die offenbar selbstverständlichsten Routinen alles andere als »selbstverständlich« oder bloß routiniert betrieben werden. Denn auch das »Gehen in der Stadt« ist nicht nur schematische Wiederkehr des immer Gleichen. Vielmehr zeigt genaueres Hinsehen nicht nur höchst unterschiedliche Tempi und Rhythmen; deutlich wird vor allem ein Spektrum unendlicher Vielfalt der Gehbewegungen. Es sind je spezifische Praktiken, mit denen jede und jeder »geht«. Auch dieses »Gehen« ereignet sich nicht »von selbst«.⁴⁷

Drittens: Zu fragen ist ebenso nach Profil und Vielfalt unterhalb der Schwelle spektakulärer Proteste und rebellischer Aktionen. Zum Beispiel: Wie haben industrielle Arbeiterinnen und Arbeiter auf ihre Weise Arbeitszeiten und -pausen, Arbeitstempi und Arbeitsweisen modifiziert, nuanciert – und damit »angeeignet«? Welcher individuelle (womöglich auch kollektive) »Eigen-Sinn« lässt sich erkennen, nicht zuletzt hinter dem Rücken der Vorgesetzten?

Viertens: Mehrstimmige Darstellung – das Aufbrechen des Musters homogener Texte, zumal das Suspendieren der Ordnung von Ober- und Untertext (also von Haupttext und Fußnoten). Dies könnte ein Weg sein, die Fokussierung auf eine Sprecherin oder einen Schreiber bzw. seine oder ihre Texte zu relativieren – wenn man so will: ein Hypertext *avant la lettre*, der jedoch auch danach nicht erledigt ist. Gemeint ist eine Buchveröffentlichung von 1983. Der Kultur-Anthropologe und Historiker Richard Price hat in *First-Time* seine Forschungen der 1970er Jahre mit den und über die Saramaka dargelegt, einer afro-amerikanischen Bevöl-

45 Diese Formulierung versucht die Pointe in Marx' Text in seiner Einleitung zur *Kritik der politischen Ökonomie* zuzuspitzen. Bei Marx heißt die Formulierung »Das unegale Verhältnis der Entwicklung der materiellen Produktion z. B. zur künstlerischen«, siehe: Karl Marx, Einleitung zu: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf) 1857–1858, Frankfurt a. M. ca. 1972, S. 29.

46 Hierzu anregend Fernand Braudel, der in seiner Auseinandersetzung mit der strukturalistischen Sozialgeschichte Otto Brunners 1959 auf die Vielfalt, in die sich Geschichte auseinanderlege und zu »unbegrenzten Formen der Interaktion« führe, mit Nachdruck aufmerksam gemacht hat. Vgl. Fernand Braudel, *Sur une conception de la histoire sociale* (1959), in: ders., *Écrits sur l'histoire*, Paris 1969, S. 175–191, hier S. 191.

47 Michel de Certeau, *Die Kunst des Handelns*, Berlin 1988, S. 179–208 (Kap. 7 Gehen in der Stadt).

kerungsgruppe entlaufener Sklaven (als Sklaven gehalten in Brasilien).⁴⁸ Price hat jahrelang als teilnehmender Beobachter bei deren Nachfahren im früher niederländischen Surinam gelebt. In seinem Buch ist es das Seiten-Layout, das auffällt – und spätestens beim zweiten Blick seine Anregungskraft entfaltet.

Price hat die Seiten zunächst horizontal geteilt. In der oberen Hälfte findet man jeweils die Transkription mündlicher Geschichten über das Entkommen von den Plantagen im 18. und 19. Jahrhundert, das ebenso mühsame wie gefährdete Überleben, aber auch das Weiterleben von Kindern und Kindeskindern. Diese Erzählungen hat Price in den 1970er Jahren gesammelt. Es sind immer auch Überlieferungsgeschichten. Überwiegend reichen sie zurück in die Jahre vor 1800 oder 1850 – als die Saramaka sich der Sklaverei entzogen und sich in einem, lange Zeit völlig isolierten Gemeinwesen zusammenfanden. Die untere Hälfte jeder der Druckseiten bietet hingegen ein konventionelles historisches Narrativ zur Kolonialisierung Surinams, gegründet auf Prices Lektüre niederländischer Kolonialakten. Seine Lesart der Aktenlage präsentiert Price in aller gebotenen Genauigkeit.

Diesen beiden Stimmen, die im Wort- wie übertragenen Sinne korrespondieren, aber auch kontrastieren, sind auf jeder zweiten oder dritten Seite weitere Stimmen beigegeben: mündlich überlieferte Liedtexte und Notentranskriptionen von Melodien; aktuelle Fotos der Gesprächspartner der mündlichen Erzählungen (zwölf Männer, eine Frau); Reproduktionen von Bildern einzelner Alltags-Szenen wie Landschaften des 17. und 18. Jahrhunderts in der Kolonie, d. h. von grafischen Blättern, die niederländische Kupferstecher und Maler seinerzeit gefertigt haben.

Mehrstimmigkeit ist die typografische Botschaft dieses Textensembles. Sie signalisiert keinen Zusammenhang, der sich als eine bestimmte Lebensweise bestimmen ließe. Vielmehr verweist diese Assemblage auf eine kaum überschaubare Vielfalt von Verhaltensweisen und Ausdruckspraktiken der historischen Akteure. Sie finden sich verbunden wie unverbunden; sie operieren nebeneinander, zugleich »über-/untereinander«, sie stehen in Resonanz und erzeugen »Echo«-Effekte (Joan W. Scott)⁴⁹ mit allen ihren Verzerrungen: Die Präsentation von Price lädt zur genauen Betrachtung ein. Gewiss, es ist der Autor, der die Elemente ausgewählt und arrangiert hat. In diesem Rahmen gibt es aber weder Vorrang noch Nachrang einer Spur oder Erzählung vor der anderen. Diese Offenheit ist zentral, sollen historische Konfigurationen und Prozesse in ihren Kontingenzen erschlossen werden. Die Rede von der »Lebenswelt« führt hier nicht weiter.

48 Richard Price, *First-Time. The Historical Vision of an African American People*, 2. Aufl., Chicago 2002.

49 Joan W. Scott, *Fantasy Echo: History and the Construction of Identity*, in: *Critical Inquiry* 27 (2001) 2, S. 284–304; siehe auch deutsch: *Phantasie und Erfahrung*, in: *Feministische Studien* 19 (2001) 2, S. 74–88.